Unschuldig verurtheilt.

Original-Roman von Julius Keller.

(3. Fortsetzung.)

An dem Lager saß die getreue aufopfernde Pflegerin des armen jungen Weibes, die brave Frau Brand, und beobachtete mit theilnahmvollen Blicken die Reconvalescentin, die seit einigen Tagen das Bett, aber noch immer nicht das Zimmer verlassen durfte.

Erschreckt wandte Frau Brand sich um, als die Thür der Stube leise geöffnet wurde, und machte dem Eintretenden ängstliche Zeichen.

„Pst — Pst," flüsterte sie, „recht leise, Johann. Sie fühlt sich heute wieder unwohler und hat sich zu Bett gelegt. Ich danke Gott, daß sie jetzt so schön schläft!"

Mit liebevoller Sorgsamkeit der Weisung seiner biederen Ehehälfte folgend, trat Vater Brand ein. Auf den Zehen, langsam und vorsichtig, näherte sich eine riesige Gestalt dem Bett; er tupfte seiner Frau auf die Schulter und sagte in flüsterndem Ton:

„Du hast ihr doch nichts gesagt?"

„Wo denkst Du hin, Johann!"

„Na, ich weiß doch, daß die Weiber nur schwer ihre Zunge zügeln können, obwohl ich Dich eigentlich immer als 'ne Ausnahme kennen gelernt habe. — War sie recht munter heut'?"

„O, nur zu munter! — Sie fragte mich wiederholt, sie bat und flehte, ihr zu sagen, wie die Sache mit ihrem Mann stände und ob schon der Tag der Verhandlung bestimmt sei."

„Und Du hast ihr doch nichts verrathen?"

„Bei meinem Seelenheil, nein."

„Das war brav von Dir!"

„Ach, Du mein Gott," sprach Frau Brand hierauf, ihre Stimme bis zum leisesten Flüsterton dämpfend, „einmal muß sie es doch erfahren, und dann wird das Schicksal des Mannes bereits entschieden sein! — Wenn sie nur heute Abend nicht wieder munter würde — ich wüßte nicht, wie ich ihr meine Unruhe, meine Seelenangst verbergen sollte."

Sie stand langsam auf und betupfte mit der Schürze ihre feuchtgewordenen Augen.

„Es ist zu traurig, Johann," flüsterte sie, „zu traurig."

Sie wandten jetzt Beide dem Lager der Kranken den Rücken zu und vermochten so nicht zu bemerken, wie Hedwig nach wenigen Sekunden plötzlich langsam die Augen öffnete und ihre Blicke starr auf den beiden mit einander Flüsternden haften blieben ...

„Du mußt ihr nur recht fleißig eingeben," sagte Vater Brand, „dann wird sie schon ruhiger werden und schlafen. Hat doch der Doctor gesagt, daß nun das Schlimmste überstanden wäre. Wenn sie erst ganz genesen ist, wird sie die Nachricht über die Verhandlung gewiß mit Fassung aufnehmen."

„Was spricht man denn in Eurer Fabrik darüber? Hält man Barthold für den Schuldigen?"

„Nicht ein Einziger denkt anders," entgegnete Brand bedauernd. „Es herrscht nur eine Stimme über den Angeklagten: er ist schuldig! Ein paar Kameraden werden mich übrigens zum Schwurgericht begleiten; sie sind so gespannt, daß sie es gar nicht erwarten können, bis die Zeitung morgen den Urtheilsspruch bekannt macht."

„Herrgott, Johann," rief Frau Brand plötzlich ängstlich und in ihrer Hast die Vorsicht ein wenig vergessend, „werdet Ihr denn nicht zu spät kommen?"

„Bewahre! Die Sitzung dauert bis spät Abends; man sagt allgemein, daß der Urtheilsspruch erst um 9 Uhr stattfinden werde."

„Gott stehe dem armen Barthold bei!" sagte Frau Brand thränenden Auges, während ihre Hände sich falteten — „mag er schuldig sein oder nicht, um seines armen Weibes, dieser guten edlen Seele willen wünsche ich aus vollstem Herzen seine Freisprechung."

„Ach, Bertha, daran ist nicht zu denken! Die Beweise sind zu erdrückend, und er selbst soll in letzter Zeit so stumpfsinnig und trotzig geworden sein, daß Niemand, selbst sein Vertheidiger nicht, an seiner Schuld zweifelt. Aber ich werde nun gehen, damit ich gleich vorn am Portal Stellung fassen kann."

„Und dann komme, so schnell es Dir möglich ist, nach Hause, Johann, hörst Du! — Du weißt ja, in welcher Aufregung ich mich befinde!"

Diese Erregung der guten Frau war in der That eine so große, daß sie den leisen, mühsam unterdrückten Seufzer unendlicher Qual, welcher in diesem Augenblick das kleine Gemach durchdrang, nicht hörte. Auch ihrem Manne schien der seltsam klagende Laut entgangen zu sein......

Er schritt auf den Zehen der Thür wieder zu und ward von seiner Frau begleitet. Sie wandte sich nicht noch einmal nach der Kranken um, sonst hätte nicht geschehen können, was geschehen sollte.

Weit geöffnet — mit dem Ausdruck furchtbarster Seelenqual hingen die Augen Hedwig's auf den Gestalten ihrer Wohlthäter, und ein eigenthümlicher, unbeschreiblicher Glanz leuchtete in den dunklen Blicken des jungen Weibes. Ihre weißen Hände hatten sich krampfhaft geschlossen und mit unsäglicher Anstrengung, mit furchtbarster Selbstbeherrschung schien sie ihr lautes Athmen zu unterdrücken.

Das arme bedauernswerthe Weib hatte die zwischen ihren Wirthsleuten gewechselten Worte gehört und deren Sinn nur zu gut verstanden! Ein wahnsinniger Entschluß war in ihr aufgestiegen, ein Entschluß, dessen Ausführung sie erreichen zu können glaubte, wenn sie List und Verstellung nicht verschmähte......

Als die Thür sich hinter der hohen Gestalt Vater Brand's geschlossen hatte und Frau Bertha sich dem Bett ihres Lieblings wieder näherte, da ruhte Hedwig regungslos wie vorher, mit geschlossenen Augen ruhig athmend auf dem Lager.

„Gottlob," murmelte Frau Brand erleichtert, „sie scheint außerordentlich fest zu schlafen."

Gleich darauf hatte die gute Frau Brand das Stübchen verlassen.

Einen Moment blieben die Augen Hedwig's noch geschlossen, dann öffneten sie sich langsam. Einen scheuen, prüfenden Blick warf das junge Weib auf die Thür, hinter welcher ihre Wirthin verschwunden, und in die dunklen Ecken des von einer matt brennenden Lampe spärlich erhellten Raumes.

Jetzt bewegte ein stürmisches Wogen ihre Brust — sie athmete tief und schnell und ihre weißen Hände lösten sich zitternd. Mit größter Behutsamkeit und Vorsicht, unhörbar leise und dennoch in größter Hast schlüpfte Hedwig aus dem Bett. Nicht weit von demselben entfernt stand das alte dunkle Kleiderspind und zu diesem eilte das junge Weib — mit leichten schwebenden Schritten, sich scheu nach allen Seiten umblickend. Mit jener Entschlossenheit und Umsicht, welche die furchtbarste Verzweiflung dem Menschen verleiht, kleidete Hedwig sich an — und nur wenige Minuten waren vergangen, als sie von einem Nagel der Thür ihr schwarzes Kopftuch riß und es mit einer hastigen Bewegung um ihr Haupt schlang.

Dann sah sie sich suchend im Zimmer um.

Ihr Blick fiel auf ein an der Thür hängendes dunkles, sehr großes Umschlagetuch, welches Frau Brand zu ihren Ausgängen benutzte — dieses nahm sie rasch entschlossen herab und warf es um ihre Schultern. Lautlos und ohne einen Fehlgriff zu thun, hatte Hedwig in einer kurzen Spanne Zeit sich völlig angekleidet — ihr glänzender Blick überflog das Zifferblatt der alten Wanduhr und ein Seufzer der Erleichterung entfloh ihrer gemarterten Brust.

Sie zog das Tuch fester um ihre Schulter — eilte zu der Thür und öffnete diese leise. Sie sah scheu und vorsichtig auf den dunklen Flur, auf welchem sich der Eingang zu der Wohnung ihrer Wirthin befand.

Die Thür zu derselben war nur angelehnt, ein schwacher Lichtschein fiel durch den schmalen Spalt auf den dunklen Flur hinaus. Hedwig murmelte einige leise unverständliche Worte — dann huschte sie wie ein flüchtiger gespenstiger Schatten über den Flur und eilte die Treppe hinab....

Johann Brand hatte auf seinem Wege nach dem Schwurgerichtsgebäude an einer Straßenecke seine Kameraden getroffen. Es waren drei ihm ähnliche Gestalten — Männer von großem robustem Körperbau und gewöhnlichen, aber ehrlichen und gutmüthigen Gesichtszügen.

Das Schwurgericht lag vor dem Thore der Stadt.

Als Johann Brand und seine Genossen auf dem weiten Platz, in dessen Mitte das Schwurgericht sich befand, anlangten, hatte sich daselbst bereits eine stattliche Menschenmenge versammelt. Männer aller Stände, vornehmlich aber Frauen, ja selbst Kinder standen in Gruppen bei einander und tauschten ihre Meinungen und Vermuthungen aus. Die Ermordung Heinrich Barthold's und die mit derselben zusammenhängenden Umstände hatten derartiges Aufsehen in der Stadt erregt, daß dieser Verhandlung das allgemeinste Interesse sich zuwenden mußte.

Die Menschenmenge wuchs immer mehr an. Die Treppe war bald derart besetzt, daß es dem Polizisten die größte Mühe kostete, eine breite Gasse auf derselben frei zu lassen. Er sah sich endlich genöthigt, förmliche Spalier zu bilden und Niemanden mehr die Treppe betreten zu lassen.

„Zurück!" rief er infolge dessen auch einer weiblichen Gestalt zu, welche, in ein großes dunkles Tuch gehüllt, in eiligem hastigen Lauf sich genähert und eben die erste Stufe der Treppe betreten hatte.

„Zurück, Sie neugierige Frau! — Sehen Sie nicht, daß hier kein Platz mehr ist?"

Ungeachtet dieser Worte setzte die Angerufene ihren Weg fort und stieg die Stufen weiter hinan.

„Was soll das heißen?" herrschte der Polizist sie zornig an, „haben Sie mich nicht verstanden?"

„Ich will nicht hier warten —" entgegnete die Frau athemlos und mit mühsamer Anstrengung, zu sprechen, „mein Platz ist nicht auf der Treppe — ich muß in den Saal."

„Sind Sie von Sinnen? ...... Es ist drinnen überfüllt und Sie haben keine Eintrittskarte."

„Sie dürfen mich nicht zurückweisen — ich muß hinein! Es ist mein gutes Recht ...... ich bin die Frau des Angeklagten."

Ein allgemeines Staunen folgte diesen laut gesprochenen Worten. Alles drängte sich vor, um die Unerwartete, auf welche sich mit einem Schlage das Interesse concentrirte, genau betrachten zu können. Vater Brand starrte die Gestalt des jungen Weibes an, als sähe er eine übernatürliche Erscheinung. Er vermochte im ersten Augenblicke nicht zu fassen, daß es wirklich Hedwig Barthold war, welche nur wenige Schritte entfernt vor ihm stand.

„Ist sie das wirklich?" fragte sein Kamerad ihn gespannt.

„Ich — ich weiß es nicht," antwortete er stockend, „aber — es sieht beinah — so aus."

Der Polizist stand jetzt dicht vor Hedwig und versperrte ihr den Weg.

„Wer Sie auch sein mögen," sagte er, weniger unfreundlich als vorher, im Tone der Belehrung, „Niemand darf ohne Erlaubnißschein oder Vorladung den Saal betreten. Haben Sie eines von beiden?"

„Nichts," entgegnete sie tonlos, „aber ich sagte ja, daß ich die Frau, hören Sie die Frau des Angeklagten bin."

„Es thut mir leid, aber —"

„Seien Sie nicht hartherzig, üben Sie Barmherzigkeit," fuhr Hedwig in flehendem Ton, mit verzweifeltem Händeringen fort, „noch wird das Urtheil nicht gesprochen sein, noch kann ich Walter retten, wenn ich vor seine Richter hintrete, und ihnen schwöre, daß er unschuldig ist."

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau — nehmen Sie Vernunft an! Es ist mir nicht möglich, Ihr Verlangen zu erfüllen, denn — —"

Die Aufregung des armen gequälten Weibes steigerte sich zu wahnsinniger Verzweiflung. In leidenschaftlicher Bewegung, kaum Herrin ihres Verstandes, warf sie sich vor dem Polizeibeamten auf die Knie und ergriff dessen Hände.

„Bei Ihrem Seelenheil beschwöre ich Sie," rief die Arme mit zitternder Stimme, „üben Sie Barmherzigkeit — lassen Sie mich hinein ...... Gott wird's Ihnen vergelten, er wird Sie segnen, wenn Sie mein Flehen erhören* ...... noch ist es Zeit ...... noch ......"

Ein leises, aber schnell anwachsendes Stimmengewirr, daß hinter dem großen eisenbeschlagenen Hausthor erklang, ließ sie verstummen und mit angehaltenem Athem lauschen.

„Die Sitzung ist beendet, sagte der Beamte, nach der Thür deutend.

„Allmächtiger Gott!" stöhnte Hedwig in furchtbarster Seelenqual und barg das blasse Gesicht in die bebenden Hände.

Nun trat Johann Brand mit schnellen Schritten zu der Gebrochenen hin und zog sie vom Boden auf — in demselben Augenblick aber ward das Hausthor geöffnet und die Menge drängte sich heraus — eine erregte, laut disputirende, lärmend durcheinander sprechende Menge — aus allen Ständen der Bevölkerung, Männern und Weibern des Volkes — eleganten Damen und vornehmen Herren gemischt.

Kraftlos, zum Tode ermattet, lehnte Hedwig in den kräftigen Armen Johann Brand's und starrte mit fast irrsinnigen Blicken diese vielgestaltige Menge an, die so verworren und erregt durcheinander sprach, daß kein klares Wort herauszuhören war. Mit fieberhafter Anstrengung schien Hedwig zu lauschen, um aus der allgemeinen Unterhaltung eine deutliche Rede zu vernehmen — aber vergebens.

Da ergriff sie noch einmal eine wahnsinnige Erregung. Sie beugte sich weit vor und — einen dicht an ihr vorüberschreitenden Mann mit ihren ängstlich weit geöffneten Augen anblickend — rief sie mit dem Muthe der Verzweiflung:

„Was ist denn dem Angeklagten geschehen?"

Betroffen von dem Ausdruck, welcher in den Augen Hedwig's lag, blieb der Herr stehen und blickte theilnahmvoll in deren eingefallenes Gesicht, ein Anderer aber, ein wüst und roh aussehender Geselle, rief statt des Gefragten laut:

„Verurtheilt ist er — lebenslänglich!"

Einen gellenden, markerschütternden Angstschrei, der weithin die Luft durchgellte und das Stimmengewirr übertäubte, stieß das arme gemarterte Weib aus, dann sank sie vernichtet in den Armen Brand's zusammen.

VII.

In einem kleinen gemüthlichen Nebenzimmer eines bedeutenden Restaurants saßen um einen runden Tisch mehrere junge Männer. Sie sprachen wacker dem in ihren Stammlokalen schäumenden „Echten" zu und schienen in eine höchst angeregte Unterhaltung vertieft zu sein.

Die sich fast alltäglich um die Mittagsstunde hier Versammelnden bilden beinahe das gesammte Geschäftspersonal des bekannten großen Bankhauses Simon & Co. Ihre sorglosen Mienen, ihre elegante, hochmoderne Kleidung und die Behaglichkeit, mit welcher sie sich dem Genuß dieses „Mittagschoppens" hingaben, verriethen zur Genüge, daß sie sich sämmtlich in sicheren guten Lebensstellungen befanden.

Namentlich einer der Herren, augenscheinlich der jüngste, ein kleiner schlanker Mann mit hübschen, frischen Gesichtszügen, der in allen Dingen das große Wort zu führen und die eigentlich treibende Kraft der Unterhaltung zu bilden schien, machte den Eindruck eines Menschen, welcher niemals Sorgen gekannt und sich sicher davor fühlt, solche jemals kennen zu lernen. Er befand sich in besonders animirter Laune, hob sein Glas empor und rief:

„Trinkt, Kinder! Ich will nicht geizen! Da ich mich in die Gefahr begeben, will ich auch darin umkommen. Im Uebrigen wißt Ihr ja, daß Ihr Euch meiner Kasse wegen keine Bedenken zu machen braucht. Also trinkt!"

„Geduld, Geduld, Rogall! — Es ist heute der erste Tag, Freundchen! Bedenke das gefälligst! — Noch zwei Wochen hindurch mußt Du uns täglich um diese Stunde durch Deine splendiden Spenden erquicken! So schreibt es die Wette vor. Mag ein Vater noch so reich und gemüthlich sein, einmal kann ihm doch die Geduld reißen! „Jedes Ding hat seine Grenze!"

„Keine Sorge!" entgegnete Rogall mit deutlicher, aber harmloser Prahlerei. „Mein Herr Papa ist kein Rabenvater, er kennt und achtet meine Passionen, er weiß, daß es die Pflicht eines Ehrenmannes ist, die Bedingungen einer verlorenen Wette auf die splendideste und umfassendste Weise zu erfüllen — Prosit!

Er hob sein Glas und leerte es mit einem Zuge.

„Wir müssen heut recht viel trinken," fuhr er dann, ein wenig ernster werdend und in seinen Pokal blickend, langsam fort, „ich wenigstens bedarf gerade heut' eines besonders starken Quantums; denn — mögt Ihr mich auslachen oder nicht — meine gute Laune ist ernstlich bedroht! Ich vermag es trotz des vorzüglichen Gerstensaftes, trotz Eurer lieben Gesellschaft nicht ganz zu vergessen, daß, während wir hier so lustig und gemüthlich zechen, der Gegenstand unserer Wette —"

Er schlug sich hastig mit der Hand auf den Mund, als er bemerkte, daß während seiner Rede auch die Mienen der Freunde ernster geworden waren.

„Fahre nur fort!" riefen ihm mehrere Stimmen aus der Gesellschaft zu, während der neben Rogall Sitzende weiter sprach:

„Vollende getrost Deine Rede, Franz! Ich glaube kaum, daß sich einer unter uns befindet, welchen nicht ähnliche Gedanken, wie die Deinen, geniren. Wir sind doch schließlich auch Menschen von Herz!"

„Ja, das sind wir!" riefen sie durcheinander, „und die Veranlassung zu unserer Wette ist im Grunde doch zu ernst, als daß man so ohne jedes Bedenken lustig und ausgelassen sein könnte!" setzte ein Anderer hinzu.

Einen Augenblick herrschte ein beinahe unbehagliches Schweigen in dem kleinen Raume.

Dann räusperte sich endlich Rogall und nahm das Wort:

„Wir sind doch eigentlich recht leichtlebige Kerle," sagte er, mit dem Kopfe nickend, „und kümmern uns am Ende viel zu wenig um die Noth und das Elend Anderer! — Wißt Ihr was? — Wir wollen eine Sammlung veranstolten."

„Eine Sammlung — wozu?" fragte man durcheinander.

„Um eine kleine Summe für das arme Weib des verurtheilten Mannes zusammen zu bringen. Ihr seid jenem gewissermaßen Dank schuldig; denn wenn er nicht gewesen wäre, hätten wir nicht gewettet, ich würde nicht leichtsinnig genug gewesen sein, die Freisprechung des Verbrechers zu behaupten und — Ihr hättet Euer Bier allein bezahlen müssen. — Oeffnet also Eure Herzen, oder — was in dieser Sache noch viel besser ist — Eure Börsen und legt eine kleine Spende für die arme, kranke Frau Barthold's auf den Altar der Wohlthätigkeit nieder!"

Sein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und in wenigen Minuten war eine kleine Summe zusammengeschossen.

„Wir werden das Geld unserem guten Holm übergeben," sagte Rogall, nachdem die Sammlung beendet war, „der über dasselbe zu Gunsten der Frau seines Cousin — denn das ist der Verbrecher doch immerhin — verfügen wird. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Einverstanden!" entgegnete man im Chorus.

„Ueber unseren wohlthätigen und mitleidigen Regungen," fuhr Rogall hierauf fort, „haben wir übrigens des Freundes fast ganz vergessen. Er bleibt recht lange aus; ich hätte nicht geglaubt, daß die Eröffnung des Testaments bei den vorliegenden überaus einfachen Verhältnissen so lange dauern werde."

„Nun, wer weiß, welch' seltsame Bestimmungen das Document enthält," meinte ein Anderer. „Der alte Barthold muß immerhin ein eigenthümlicher Kauz gewesen sein, denn sonst hätte er doch Holm, seinem angeblich so sehr geliebten Neffen, einmal 'ne Andeutung über das Vorhandensein eines Testaments machen müssen. Eugen war auf's Aeußerste überrascht, als er in unserem Bureau die Benachrichtigung, daß ein solches Document beim Gericht deponirt sei, erhielt. Ihr wißt es ja, waren wir doch dabei Alle zugegen!"

Der Sprecher hatte kaum vollendet, als die Thür des kleinen Gemachs sich öffnete und die Gestalt Eugen Holm's sichtbar wurde.

Erwartungsvoll blickten die Freunde ihn an. Rogall aber rief dem mit langsamen Schritten und den Zeichen großer Erschöpfung Eintretenden entgegen:

„Nun, kommst Du endlich? Wir warten schon mit Ungeduld, um zu erfahren, ob Dein reicher Onkel Deiner gedacht? O weh, Du machst ja ein trübseliges Gesicht, Eugen, Du scheinst neue Erfahrungen zum Capitel der menschlichen Undankbarkeit gesammelt zu haben. Mehrere Jahre lang warst Du dem Onkel Stütze und Halt, ordnetest alle seine Geschäfte, fügtest Dich willig in alle seine Grillen, und nun —"

Holm erhob abwehrend die Hand und unterbrach den exaltirten Collegen, indem er sagte:

„Mein Onkel hat nicht undankbar gehandelt, schmähe ihn nicht, Franz!"

„Nun, das freut mich um so mehr — Deinetwegen. Aber nun laß uns doch nicht so lange warten! — Setze Dich hierher zu uns und erzähle. Was hast Du geerbt?"

„Alles," entgegnete Holm langsam, ohne ein Zeichen der Freude zu verrathen; „ich bin Universalerbe."

Während ihn die Freunde in größter Ueberraschung anstarrten, ließ er sich langsam auf einen Stuhl nieder und blickte mit gerunzelten Brauen tiefernst zur Erde nieder.

„Das Testament", fuhr er dann langsam, mit umflorter Stimme fort, „enthält die völlige Enterbung Walter Barthold's und setzt mich zum alleinigen ausschließlichen Universalerben ein."

„Und das sagst Du mit einer solchen Leichenbittermiene? fragte nun Rogall förmlich entrüstet. „Anstatt uns nach der Reihe zu umarmen und über Dein Glück zu jubeln —"

Eugen Holm hob den Kopf und Rogall verstummte verschämt vor dem ernsten vorwurfsvollen Blick, welcher ihn aus den Augen des Freundes traf.

„Jubeln sollte ich — über mein Glück? ...... O nein, dieses Glück ist mir zu theuer erkauft!......

„Wie soll ich denn das verstehen, Eugen?"

„Weißt Du das wirklich nicht, Rogall? ...... Begreift Ihr nicht, welch' ein niederdrückendes, beschämendes Gefühl es für mich ist, daß mir die Erbschaft des Onkels zufällt, während sein eigener Sohn —"

„Sein Sohn ist ein Mörder!" warf Franz ein.

„So nehmt Ihr, — so nimmt das Gericht an," rief Eugen entschieden aus. „Ich aber kann trotz der erdrückenden Schuldbeweise, welche auf meinen Vetter lasten, trotz dessen Verurtheilung nicht an seine Schuld glauben! Ich kenne ihn seit seiner Kindheit — wir waren immer gute Kameraden — ich traue ihm eine solche That nicht zu. Ihr wißt, mit welchem Widerstreben ich meine Aussagen vor Gericht machte, und daß ich viel darum gegeben hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre, zu schweigen! — Meine Ueberzeugung, daß der arme Walter das Opfer eines unseligen verhängnißvollen Mißverständnisses, eines Irrthums geworden, hat sich deswegen nicht geändert, und deshalb — deshalb vermag ich keine Freude, kein Gefühl der Befriedigung über die Erbschaft zu empfinden, sondern — lacht mich aus, wenn Ihr wollt —, sondern nur inniges Bedauern!"

Rogall ergriff bewegt die Hand Holm's und schüttelte dieselbe herzhaft.

„Du bist eine brave Seele, Eugen! Ein wahrhaft guter Mensch! Wir Alle müssen uns vor Dir verstecken. — Du sollst leben! — Erhebt Eure Gläser und leert sie auf sein Wohl!"

Man kam seiner Aufforderung mit augenscheinlicher Willigkeit nach — Holm aber verließ unruhig seinen Platz und schritt erregt im Zimmer auf und nieder.

„Ihr werdet mich nun entschuldigen müssen," sagte er endlich; „ich kam nur hierher, um Euch nicht ohne Nachricht zu lassen — aber zu bleiben vermag ich nicht. Ich tauge heute nicht für eine lustige Gesellschaft."

„Geh' Eugen, Du scherzest! Wenn Du's verlangst, wollen wir über ernstere Dinge, meinetwegen sogar über Deinen unglücklichen Vetter sprechen."

„Nein, nein, entschuldigt mich heute, Kinder! Seht, mir stürmen die Gedanken so chaotisch durch den Kopf, daß ich mit mir allein sein muß, um mich zu sammeln, und zu klarer Empfindung zu gelangen. Nicht nur, daß meine ganze Lebenslage sich geändert hat, daß ich ernstlich mit mir zu Rathe gehen muß, wie ich mein Leben nun gestalte, nein, ich betrachte es gerade jetzt als meine Pflicht, kein Mittel unversucht zu lassen, um dennoch trotz des Richterspruches die Unschuld Walter's an den Tag zu bringen. — Freilich, eine Hoffnung, daß mir dies gelingen werde, darf ich kaum hegen; denn nicht der Schatten eines Verdachts fällt auf irgend eine andere Person — die Thatsachen sprechen so frappirend gegen Walter, daß selbst die wohlgesinntesten und vorurtheilsfreiesten Menschen mich und meine Absicht bespötteln werden, wohin ich auch komme; überall ruft man mir zu: ihn hat die Strafe für sein bestialisches Verbrechen getroffen —— dennoch darf ich den Muth nicht sinken lassen, und gerade weil das Schicksal mir gerade jetzt so plötzlich ein Vermögen in den Schooß wirft, will ich mit allen Mitteln nach der Erreichung meines Zieles streben! Ich fühle mit unumstößlicher Gewißheit, daß ich erst dann glücklich sein, erst dann wahrhaft genießen können werde, wenn ich mein Ziel erreicht und — mit Walter Barthold redlich getheilt habe."

„Wie, theilen wolltest Du?" rief man ihm verwundert und erstaunt zu.

„Ja, das ist mein fester und unumstößlicher Entschluß!"

„Du bist in der That ein bewundernswürdiger Charakter, Evgen!" rief Rogall, — Jener aber schüttelte hastig die Hand des Freundes, nahm seinen Hut und sagte schnell:

„Auf Wiedersehen Rogall, — auf Wiedersehen, Freund, heute Abend!" und verließ eilig das Zimmer.

Die Zurückbleibenden blickten einander verwundert an.

„Ein goldenes Herz!" rief Franz endlich enthusiasmirt aus; „wie schade, daß er durch seine unerwartete Verabschiedung uns der Freude beraubt hat, ihm die gesammelte Summe übergeben zu können. Wir werden ihn am Abend, sobald er erscheint, mit der Nachricht begrüßen, damit er uns nicht wieder entwischen kann."

Nach einer Stunde erst trennte sich die Gesellschaft und, da es ein Sonntag war, folgten die meisten der jungen ledigen Herren den an sie ergangenen Einladungen, während Franz Rogall nach Hause fuhr.

Er mußte unwillkürlich immerfort des Freundes gedenken, in dessen edlem Charakter es so gar keine kleinliche Regung gab, und welcher ihm jetzt noch mehr als vorher als das Ideal eines ehrenwerthen und rechtschaffenen Mannes erschien.

„Das wäre in der That der passende Gatte für die Schwester," sprach er halblaut für sich hin. „Ich will die Beiden doch endlich mit einander bekannt machen!"

— — — — — — — —

Inzwischen hatte Eugen Holm der Dienerschaft seines Onkels die Mittheilung, welche ihm geworden, bekannt gemacht. Er empfing die herzlichsten Gratulationen der augenscheinlich angenehm und freudig Ueberraschten und durfte mit Genugthuung empfinden, daß es unter den Bediensteten des alten Barthold Niemanden gab, welcher den neuen Herrn ohne warme Sympathien begrüßte.

Daß die sensationelle Neuigkeit im Hause des Verstorbenen nun den allgemeinen Gesprächsstoff bildete, ist wohl natürlich.

Mit den Zeichen der gehabten Erregung im hochrothen Gesicht betrat der Portier des Hauses, der seit langen Jahren im Dienste des alten Barthold gestanden, Jakob Mertens, das freundliche Stübchen im Erdgeschoß, in welchem seine Gattin, eine kleine runde Frau von gutmüthigen, aber gewöhnlichen Gesichtszügen, eben der von ihrer Musikstunde heimkehrenden, höchst elegant gekleideten Tochter beim Umkleiden half.

„Nun," rief die Frau erwartungsvoll dem Eintretenden entgegen, — „was werden wir bekommen?"

Der Mann warf ihr einen ingrimmigen Blick zu und entgegnete in ärgerlichem Ton:

„Was ich Dir gesagt habe! — 'ne Lappalie!...... Dem verstorbenen gnädigen Herrn hat es beliebt, seinem ältesten, treuesten Diener ein Legat auszusetzen, — dessen Bestand eben so klein ist, daß Herr Holm die Summe — vergessen zu haben angiebt. Nun, wir werden ja die Zuschickung vom Gericht schon in den nächsten Tagen bekommen, — daß es nicht viel ist, hat Herr Holm mir schon gesagt. — Das also ist der Dank für treue Dienste!"

Damit warf er sich ärgerlich auf das Sopha nieder und starrte mit mißvergnügten Blicken vor sich hin.

„Nun, — nimm die Sache doch nicht so schwer, Mann," sagte Frau Mertens beruhigend, „wir werden ja nicht verhungern. Haben wir doch schon ein paar Thalerchen auf der Sparkasse."

„Das ist was Rechtes! Und die Zukunft unseres Kindes, he? Soll sie, wenn wir nicht mehr sind, das thun, was wir bis jetzt so ängstlich verhütet haben, — arbeiten?"

Seine Frau lächelte überlegen.

„Arbeiten? — unser Kind, unsere Else arbeiten? — Wo denkst Du hin, Mann?! Meinst Du, daß sie noch bei uns sein wird, wenn wir sterben? — O nein! — Dann ist sie mindestens eine Frau Baronin!"

„Oder auch nicht!"

Er blickte auf und sah seine Tochter an.

Je länger aber seine Augen auf dem reizenden, jugendfrischen Gesicht des kaum achtzehnjährigen Mädchens ruhten, desto mehr hellten sich seine Züge auf, und endlich lächelte auch er.

„Du hast Recht, Alte," sagte er dann besser gelaunt, „unsere Tochter ist schön genug, daß wir uns ihretwegen nicht zu sorgen brauchen. Dazu kommt, daß wir nichts gescheut haben, um sie zu einer vollendet vornehmen Dame zu erziehen, — wenn man sie so ansieht und dann uns, glaubt man wahrlich nicht, daß wir die Eltern sind."

Er sah das wirklich bildhübsche Mädchen, in dessen hellen, blauen Augen Unschuld und Seelenreinheit sich spiegelten, und deren fein geschnittene Züge die Worte des Vaters völlig rechtfertigten, noch einen Augenblick an, dann strich er sich mit der Hand über die Stirn. Seine Stimme klang wieder ärgerlich und mißvergnügt, als er fortfuhr:

„Das Allerneueste aber habe ich Dir noch nicht einmal gesagt...... Weißt Du denn, — wer Alles geerbt hat, — wer künftig unser Herr sein wird?"

„Nein!"

„Niemand anders als der Neffe Barthold's."

„Herr Holm?"

„Ja."

„Nicht möglich!" — Aber das kann uns ja nicht unangenehm sein. Er ist ein freundlicher, lieber Herr, der Deine Stellung gewiß noch verbessern wird."

VIII.

Frau Hedwig wurde an jenem Tage, als sie die Nachricht von der Verurtheilung ihres Gatten vernommen und ohnmächtig zusammenbrach, in ein nahes Krankenhaus gebracht, wo sie sich nach kurzer Zeit so weit erholt hatte, daß sie das Hospital verlassen konnte. Sie beschloß jetzt, sich nach irgend einer Arbeit umzusehen, um ihr Leben fristen zu können. Wohl dachte sie anfangs an den Cousin Walter's, den Neffen ihres Schwiegervaters, an Eugen Holm, aber diesen aufzusuchen hinderten sie Stolz und Scham. Hatte er ihr doch schon ein Geschenk gemacht. Die zwanzig Thaler, welche er, aus der Sammlung seiner Freunde und einer eigenen Zubuße herrührend, bei dem Director des Krankenhauses für sie hinterlegt und welche ihr nun ausgehändigt worden waren, bildeten ihr ganzes Vermögen.

Sie sah schließlich ein, daß ihr nichts Anderes übrig blieb, als sich vorerst, so lange es nöthig war, auf's Bescheidenste in ein kleines Gasthaus einzulogiren und von dort aus mit vollster Energie sich um eine Stellung, um Beschäftigung zu bemühen. Schwere Arbeit vermochte sie freilich nicht zu verrichten, das fühlte sie wohl, aber als Stütze der Hausfrau, als Näherin, oder zur Ueberwachung der Kinder glaubte sie genügende Kraft und Kenntnisse zu besitzen......

Es war ein kleines, bescheidenes Gasthaus in einer schmalen, stillen Vorstadtgasse der Residenz, ein einstöckiges, nicht sehr freundliches Gebäude, welches das junge Weib mit dem Einbruch völliger Dunkelheit betrat. Glücklicher Weise war der Wirth zum „Goldenen Lamm" ein menschenfreundlicher und verständnißvoller Mann, welcher ihr gegen billige Miethe ein niedriges, enges Stübchen gewährte und auch versprach, ihr nach Kräften bei ihren Bemühungen nach einer Stellung behilflich zu sein.

Frühzeitig begab Hedwig sich in ihrem neuen, vorläufigen Heim zur Ruhe; als sie aber am Morgen das Lager verließ, da hatte sie nur wenige Stunden zu unruhigem Schlummer die Augen geschlossen. Der freundliche Wirth wies sie an einen Stellenvermittler in der Nachbarschaft, einen, wie er sagte, äußerst soliden Mann, bei welchem immer sehr viele Stellungen angemeldet seien.

Ein schwerer Tag, reich an Enttäuschungen und trüben Erfahrungen, stand Hedwig bevor.

Wohl hatte sie von dem Agenten eine ganze Reihe von Adressen erhalten — wohl lief sie, ohne an Ruhe oder Essen und Trinken zu denken, nach allen Gegenden der Stadt — überall aber wies man sie ab.

Und was am bittersten in Hedwig's Seele brannte, war die Thatsache, daß nicht ihre im Grunde geringen Fähigkeiten und Kenntnisse, nicht ihre körperliche Schwäche diese Erfolglosigkeit verschuldeten, sondern — ihr Name.

Sobald sie denselben nannte, erinnerte man sich des vor wenigen Monaten verurtheilten Verbrechers und fragte sie, ob eine Verwandschaft zwischen ihr und jenem bestehe — als sie aber offen und ohne Scheu entgegnete, daß sie die Frau Walter Barthold's sei, da zuckte man bedauernd oder auch wohl verächtlich die Achseln und wies ihr die Thür.

Daran, ihren Mann zu verleugnen, auf jene Frage der Leute mit einer dreisten Lüge zu antworten, dachte Hedwig nicht — — das wäre ihr wie eine Sünde, ein Verbrechen erschienen.

So war der Spätnachmittag des anderen Tages herangekommen, ohne daß die Arme eine Stellung oder auch nur die Aussicht zu einer solchen erlangt hatte. Nun blieb ihr nur noch eine Adresse — die letzte. Sie hatte bis jetzt gezögert, dieselbe aufzusuchen, weil ihr gerade hier jede Hoffnung auf einen sicheren Erfolg fehlte.

Man hatte ein junges Mädchen verlangt — vielleicht ein halbes Kind? — Würde man sie, das Weib des Verurtheilten, überhaupt anhören?

Aber es blieb ihr keine Wahl. Müde und erschöpft, nur mit größter Anstrengung sich zusammenraffend, suchte sie das bezeichnete, in einem besseren Stadttheile gelegene Haus auf und stand bald vor der Frau, welche eine „Unterstützung für den Haushalt" suchte.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie belästige," begann Hedwig mit zaghafter unsicherer Stimme; „ich komme wegen der Stellung, welche Sie zu besetzen wünschen."

Die alte Dame richtete ihre scharfen Augen mit dem Ausdruck der Verwunderung auf die vor ihr Stehende.

„Wissen Sie nicht, daß ich ein junges Mädchen von etwa sechszehn Jahren suche?" fragte sie ziemlich unfreundlich.

„Ich weiß es wohl," antwortete Hedwig leise, mit gesenktem Haupt.

„Nun also!"

„Aber ich glaubte, ich hoffte, daß es mir dennoch vielleicht möglich sein würde, die Stellung zu erhalten. Ich bin zwar kein Mädchen mehr, — aber meine Ansprüche sind sehr gering, und ich glaube wohl im Stande zu sein, die Obliegenheiten, welche ich, nach Ihren Mittheilungen an Herrn Wendler, haben werde, erfüllen zu können."

Es erfolgte keine Antwort. Scharf und ergründend richteten sich die Augen der verwittweten Frau Kanzleirath Claus auf das bleiche schöne Gesicht Hedwig Barthold's.

„Sie sind sehr unglücklich? fragte die Dame endlich in weicherem, mit ihren strengen Zügen wenig harmonirenden Ton.

„Ja," antwortete Hedwig einfach, mit einem tiefen Seufzer.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein großer stattlicher, etwa vierunddreißigjähriger Mann betrat das Zimmer.

„Ach, Du hast Besuch, Mutter?" fragte er und wollte zurückgehen.

„Bleibe, Bernhard," entgegnete die Frau Kanzleirath; „es ist gut, daß Du kommst. Du selbst hast mir ja vorgeschlagen, die Arbeiten unseres Haushaltes künftighin nicht mehr ganz allein zu verrichten, sondern zwischen mich und eine andere Person — etwa ein junges Mädchen — zu theilen. Diese junge Frau ist gekommen, um die betreffende Stellung zu bitten, — sie sagt, daß sie sehr unglücklich sei."

Die ernsten Augen Bernhard's ruhten prüfend auf Hedwig und ein Ausdruck des Mitleids und Interesses überflog seine Züge.

„Wie heißen Sie denn, liebe Frau?" fragte er dann freundlich, sie zugleich zum Niedersetzen auffordernd.

„Mein Name ist Hedwig Barthold," entgegnete sie, mit unendlicher Anstrengung das laute Schlagen ihres Herzens zu bekämpfen. Wußte sie doch, daß nun die Entscheidung bevorstehe.

„Barthold?" wiederholte die Frau Kanzleirath langsam, während deren Sohn schärfer und mit dem deutlichen Ausdruck der Ueberraschung Hedwig fixirte.

Dann trat er der gebeugt Dastehenden näher und sagte:

„Wenn ich mich nicht täusche, liebe Frau, so habe ich Sie schon einmal gesehen —"

„Mich?" fragte sie, überrascht aufblickend.

„Jawohl. Es war am Tage der Verurtheilung eines Mannes, der denselben Namen trug, wie Sie...... Ich kam mit der Menge nach Beendigung der Sitzung aus dem Schwurgerichtsgebäude, und — wenn ich mich in der Persönlichkeit nicht irre — so waren Sie es, die mir damals zurief: „Was ist es mit dem Angeklagten? — Erinnern Sie sich daran?"

„Ja, das war ich," erwiderte Hedwig tonlos.

„Ein roher Bursche antwortete statt meiner," fuhr Bernhard fort, „und Sie sanken darauf ohnmächtig zusammen — danach muß ich vermuthen, daß Sie eine Verwandte des Verurtheilten sind!"

Hedwig sah einen Moment, ohne zu antworten, nieder. Ihre Hände schlangen sich krampfhaft in einander. Bald aber hob sie entschlossen den Blick und sprach in festem Ton:

„Ich bin die Frau Walter Barthold's, des Verurtheilten."

„Ach, — die Frau!" rief die alte Dame beinahe entsetzt und wendete sich ab. „Die Frau! .... Dann muß ich wirklich bedauern — —"

„Halt, liebe Mutter," unterbrach Bernhard sie schnell, beinahe heftig, „laß Dich nicht von unsinnigen Vorurtheilen leiten, ungerecht zu handeln."

Ein warmer dankbarer aus den feuchtschimmernden Augen Hedwigs traf ihn, ein so schöner, von so edler Empfindung zeugender Blick, daß der ernste Mann wunderbar berührt zu sein schien. Er trat näher zu seiner Mutter heran und ergriff deren Hand.

„Sieh' einmal, liebe Mama," sprach er liebevoll, „Du mußt nicht vergessen, daß man für die Schuld, für das Vergehen eines Menschen nicht ohne Weiteres den anderen mit leiden lassen darf! Muß denn die Frau theilhaben an dem Vergehen ihres Mannes? Kann sie nicht rein und unschuldig sein, während er ein Verbrecher ist?"

„Das ist er nicht," wollte Hedwig antworten, aber sie drängte die Worte zurück. Wußte sie doch bereits, daß man ihr nicht glaubte. Ihn zu vertheidigen, blieb ihr Zeit, wenn man sie gütig aufgenommen, sie näher kennen gelernt hatte und dadurch geneigter geworden war, ihren Versicherungen Glaubwürdigkeit beizumessen.

„Du weißt," sprach Bernhard Claus, zu seiner Mutter gewendet, weiter, „daß ich mit größter Aufmerksamkeit gerade diesen Proceß verfolgt, daß ich Dir am Abend meiner Rückkehr aus dem Schwurgericht sogleich von dem Vorgang mit dem armen, unglücklichen Weibe Barthold's erzählt habe. Nun, es ist meine feste Ueberzeugung, daß diese Frau völlig unschuldig ist an dem Vergehen ihres Mannes, daß sie frei und rein ihren Blick erheben darf, jedem Menschen, also auch Dir, auch uns gegenüber. Sie ist bedauernswerth, sie verdient das Mitleid guter Menschen, und ihr unglückliches Schicksal verpflichtet jeden liberal Denkenden, sie zu unterstützen, soweit es in seinen Kräften steht. Deshalb bitte ich Dich, Dein Mißtrauen, Dein Vorurtheil zu überwinden und — ihr die Stellung zu geben."

Er warf einen theilnahmevollen, beinahe herzlichen Blick zu der ihn dankbar Anschauenden hin, während seine Mutter ihre Bedenken noch nicht überwunden zu haben schien, sondern unschlüssig zur Erde sah.

„Man hört so viele Beispiele empörender Undankbarkeit," sprach sie endlich leise und zögernd, „erlebt so viele Täuschungen, daß man vorsichtig und auch mißtrauisch wird. Ich bin eine alte Frau und bedarf einer Stütze, die mir wirklich das Leben erleichtert."

„Das verspreche ich Ihnen zu sein, Frau Claus," wagte Hedwig nun zu sagen, und zwar in so herzlichem, Vertrauen erweckendem Ton, daß die Räthin überrascht aufblickte.

„Versuche es, liebe Mutter," wiederholte nun Bernhard mit großer Wärme, „Du bist ja nicht gebunden. — Sei eine starke und muthige Frau," fuhr er mit leichtem Scherze lächelnd fort, „überwinde die Vorurtheile, durch welche kleinliche Leute ihre Handlungen beeinflussen lassen. Wohin sollte es mit der Welt und den Menschen kommen, wenn nur Mißtrauen, Eigennutz und Hartherzigkeit das Szepter führten!......"

Er wandte sich hierauf zu Hedwig und sprach weiter:

„Ich sehe es meiner Mutter an, liebe Frau Barthold, daß sie Ihren Wunsch erfüllen wird. Setzen Sie sich zu ihr. Du besprichst die näheren Bedingungen mit Frau Barthold, nicht wahr, liebe Mama?"

(Fortsetzung folgt.)

— Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Reden zur rechten Zeit und Schweigen, wenn's Noth thut, das gleicht dem Diamant.

Auf Tod und Leben.

Vor nicht langer Zeit ritt eines schönen Morgens der Viehzüchter George Webber das südliche Ufer des Loup Flusses im westlichen Nebraska entlang, um nach verloren gegangenem Vieh Umschau zu halten, als aus einem kleinen Haine plötzlich mehrere Schüsse auf ihn abgefeuert wurden. Eine Kugel drang ihm in die rechte Wade, eine andere traf ihn an der rechten Seite und streifte seine Schulter, und sein Pferd wurde gleichfalls verwundet. Im nächsten Augenblicke jagten neun Indianer unter wildem Kriegsgeheul aus dem Wäldchen hervor, um den einsamen Reiter vollends zu tödten. Es galt das Leben, und Webber gab seinem Pferde die Sporen, daß es, vor Angst und Schmerzen wiehernd, zu einem rasenden Gallop ausholte. Eine Meile weit blieben die Indianer dem Reiter ziemlich dicht auf den Fersen und feuerten unzählige Revolverschüsse auf ihn ab, doch hielt ihr Geheul das Pferd Webbers stets in vollem Laufe, bis nach und nach die Entfernung zwischen ihm und den Indianern immer größer wurde. Endlich, nach einer tollen Jagd von vier Meilen, hielt Webber auf der Ranch seines Freundes Charles Moß an. Auf sein Schreien kam Frau Moß aus dem Hause. Sie war allein, denn ihr Gatte war mit dem Knecht vor einer Stunde ausgeritten.

Die Indianer waren keine halbe Meile fern. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Webber wußte, daß er es mit schlechten Indianern zu thun hatte, die von einer Reservation geflohen waren.

„Welche Waffen haben Sie im Hause?" fragte er die Frau.

„Einen Colt'schen Revolver," antwortete sie.

„Ich habe eine Winchester Büchse," sagte er. „Wir müssen uns die Indianer vom Leibe halten, bis Hilfe kommt. Helfen Sie mir vom Pferde."

Sie leistete seiner Aufforderung Folge. Als er abgestiegen war, versetzte er dem Pferde einen Schlag und jagte es in die Prairie hinaus. Einige der Indianer wollten es einholen, es lief aber zu schnell. Webber und Frau Moß eilten in's Haus. Es war ein einfaches Holzgebäude mit nur zwei Zimmern und niedrigen Fenstern. Von allen Seiten lag es frei und offen da, nur von der Ostseite her war es möglich, sich durch eine Schlucht bis auf Revolverschuß-Nähe an das Haus zu schleichen. Auf dieser Seite drohte Gefahr. Webber sah ein, daß er durch's Fenster nicht schnell genug werde feuern können, wenn die Indianer im hellen Haufen einen Sturmangriff machen sollten. Er zog es daher vor, ihnen im Freien die Stirne zu bieten. Er stellte sich draußen mit dem Rücken gegen die östliche Hauswand, faßte seine treue Büchse in den Arm, rief der Frau zu, innen im Hause Wache zu halten, ob sich auch keine Indianer von einer anderen Seite nahen würden, und blickte seinen Feinden entschlossen entgegen. Bleich, mit festgeschlossenen Lippen verweilte unterdessen die 35 Jahre alte Frau Moß im Hause, in der Rechten den Revolver.

Die Indianer begannen richtig sich an die Schlucht heranzuschleichen und ließen ihre Pferde draußen stehen. Kaum waren die Wilden in der Schlucht verschwunden, als Webber sah, daß ihre Ponies sich im Bereich seiner Büchse befanden. Er feuerte, und ehe die Indianer recht wußten, was vorging, lagen bereits drei Ponies todt da. Schnell eilte die Bande zurück, um ihre übrigen Gäule zu retten, und kehrte dann wieder zur Schlucht zurück.

Webber sah, daß nur sechs Indianer wiedergekommen waren; offenbar sollten die anderen drei von einer anderen Seite aus das Haus zu überrumpeln suchen. Er theilte diese Wahrnehmung der Frau im Hause mit und rieth ihr, auf ihrer Hut zu sein.

Eine Viertelstunde verging. Da tauchte plötzlich ein Indianerkopf über dem Rand der Schlucht auf, ganz in der Nähe des Hauses. Webber feuerte, und der Indianer kugelte getroffen in den Abgrund zurück.

Die Indianer sahen, daß es nicht möglich sei, auf diese Weise ihrem Opfer beizukommen. Sie behielten ihre Köpfe unten, legten jedoch die Mündungen ihrer Gewehre auf den Rand der Schlucht und eröffneten blindlings ein tolles Feuer. Manche Kugel pfiff haarscharf an Webber vorüber und schlug dicht neben ihm in die Wand; er rührte und regte sich nicht. Es war kein Zweifel, daß ihn früher oder später eine Kugel dennoch treffen werde, doch was sollte er thun?

Unterdessen hatten sich die drei anderen „Krieger" von verschiedenen Richtungen her dem Hause genähert. Frau Moß konnte zwei derselben sehen, der dritte kroch jedoch eine tiefe Furche entlang und erreichte schließlich eine Stelle, von der aus er in sicherer Entfernung nach Webber zielen konnte. Der Indianer erhob seine Büchse und sandte Webber sechs Schüsse entgegen, doch taugte entweder die Büchse nichts, oder er war aufgeregt, denn keine Kugel traf, obgleich einige ziemlich nahe an Webbers Kopfe vorübersausten. Webber warf nur einen Blick nach jener Richtung und sah sofort, daß er dem Indianer nichts anhaben könne. Das genügte ihm, und er ließ ihn ruhig weiter schießen, als ob es sich nicht um sein eigenes Leben handle.

Frau Moß kam ans Fenster. „Die zwei Anderen kommen," rief sie Webber zu. Er befahl ihr, sofort auf sie loszufeuern. Sie war nicht ans Schießen gewöhnt, es war daher wohl nur ein Zufall, daß gleich ihr erster Schuß einen der Beiden in die Hüfte traf, so daß er sofort zurückkroch, um für sich selber Sorge zu tragen. Der Andere feuerte auf sie durchs Fenster drei Schüsse, sie sandte ihm aber so viele Kugeln entgegen, daß er nicht wagte, näher zu kommen.

Der ungleiche Kampf hatte schon eine halbe Stunde gedauert. Jedesmal, wenn die Schießerei einen Augenblick inne hielt, sprangen die Indianer in der Schlucht empor und versuchten über den Rand zu klettern, doch hielt Webber ihnen stets die Mündung seines Gewehres entgegen und feuerte ab und zu eine Kugel in den Rand der Schlucht, daß das Gras und die Erde den Indianern ins Gesicht flog. Plötzlich hörten sie zu feuern auf und verschwanden; zehn Minuten später kam Herr Moß mit seinem Gehilfen angeritten. Ihren Todten hatten die Wilden mitgenommen, der Verwundete lag noch in seiner Furche und wurde von Moß und seinem Gehilfen vollends erschossen. Frau Moß und Webber waren gerettet!

— Die in England übliche Mode, ein eben getrautes Paar mit Reis zu bewerfen, ist nicht ohne Gefahren, wie ein trauriges Beispiel gelehrt hat. Die Unsitte hat in einer solchen Ausdehnung überhand genommen, daß in der Nähe von Kirchen die Theehändler Pakete mit Reis für derartige Gelegenheiten bereit halten. Die Braut ist meistentheils durch ihren Schleier vor etwaigen üblen Folgen geschützt, nicht aber der Bräutigam. Ein solcher erhielt jüngst beim Verlassen der St. James Kirche in Bethnal Green, London, mehrere Reiskörner in die Augen geworfen und mußte ärztlichen Beistand suchen. Er wird demnach wahrscheinlich seine Flitterwochen im Hospital zubringen müssen.

Verschiedenes.

— In Chemnitz, (Sachsen) haben Massenerkrankungen, die, wie man vermuthet, durch den Genuß mit Anilin in fahrlässiger Weise vergifteten roh gehackten Rindfleisches herbeigeführt sein sollen, Aufsehen erregt. Die Zahl der Erkrankungen ist bis jetzt auf einundsechzig gestiegen! Daß dieselben durch den Genuß des genannten Fleisches verursacht wurden, welches beim Schlachter Günther in der Klosterquergasse hierselbst verkauft ist, steht amtlich fest, doch will man bis jetzt auch in ärztlichen Kreisen die Beschaffenheit jenes verhängnißvollen Fleisches und also den eigentlichen Grund der Erkrankungen nicht kennen. Die Sache nimmt in Folge dessen einen etwas mysteriösen Charakter an und es ist im Interesse des öffentlichen Wohles dringend zu wünschen, daß der beunruhigten Bevölkerung von sachverständiger oder behördlicher Seite baldmöglichst klarer Wein eingeschenkt werde. Den betreffenden Schlachter beschuldigt man dort allgemein durch arsenhaltiges Anilin das gehackte Fleisch aus dem Grunde gefärbt und fahrlässig vergiftet zu haben, um seiner Waare bei der großen Hitze der letzten Tage für längere Zeit ein frisches Ansehen zu geben. Hoffentlich klärt die Behörde angesichts der aufgeregten Bevölkerung den mysteriösen Fall bald auf.

— Aus Triest wird berichtet: Unsere Bevölkerung wurde durch einen Act furchtbarer Rohheit in große Aufregung versetzt. Die Ballettänzerin Katharina Ginsti, ein blühend schönes Mädchen, wurde von ihrem Geliebten, Namens Baldo Weiß in entsetzlicher Weise um's Leben gebracht. Weiß hatte nach einer heftigen Scene mit der Mutter seiner Geliebten in aufgeregter Stimmung seine Wohnung verlassen. Auf der Riesentreppe, die zur Capuzinerkirche führt, bemerkte er seine Geliebte, die ihm, Unheil ahnend, gefolgt war; er stürzte sich wüthend auf das Mädchen, warf es zu Boden und würgte es mit den Händen. Bei dem verzweifelten Kampfe, welcher sich zwischen Beiden entspann, kollerten sie über die Treppe hinab, an deren Fuße die Ginsti leblos liegen blieb. Damit aber noch nicht zufrieden, raffte sich Weiß auf und trat auf dem Körper des Mädchens herum, wobei er dessen Schädel mit den Füßen förmlich zertrümmerte. Weiß, welcher in einer Zuckerbäckerei bedienstet ist, wird als ein exaltirter Mensch geschildert; er leidet auch an epileptischen Krämpfen. In den niederen Klassen der Bevölkerung Triests spricht man von nichts Anderem als der furchtbaren That.

— Ueberbietung. Durch die Zeitungen ging vor Kurzem eine hübsche Geschichte von dem Wetteifer zweier Geschäfte in einer süddeutschen Stadt, die sich in Anerbietungen überboten, um Kundschaft anzulocken. Der eine der Geschäftsinhaber sicherte auswärtigen Kunden, die bei ihm Einkäufe von einem bestimmten Betrage ab machen, freie Eisenbahnfahrt zu, während der andere außer der freien Fahrt ein Mittagsbrot und — wie es in der betreffenden Anzeige hieß — „unter Umständen" auch noch eine Tasse Kaffee offerirte. — Ein gleich edler Wettstreit soll in der Cichorien-Branche gang und gäbe sein. Auch hier verfällt die Concurrenz auf gleich ungeahnte Mittel, um den Fabrikanten Absatz zu verschaffen. Es wird das harmlose Surrogat für den Kaffee nicht nur in einer dreifachen eleganten Umhüllung — Seidenpapier, darüber Staniol und bunte, kunstvoll bedruckte Hülse — dargeboten, sondern einige Fabriken suchen auch durch die Emballage dem.. Lesebedürfniß der Käufer zu genügen, indem sie einen sechszehnseitigen Roman beifügen. Andere Fabriken suchen diesen echten „Blümchen"-Roman dadurch aus dem Felde zu schlagen, daß sie dem Packetchen Cichorie ein richtig gewebtes Taschentuch beischließen, was allerdings zu der Vermuthung berechtigt, daß die Cichorie mit einer größeren Quantität von Schnupftabak vermengt sei. Mehr kann man in der That nicht verlangen.

— Eine romantische Geschichte erzählen die Melbourner Zeitungen. Vor mehreren Monaten war die bekannte englische Schauspielerin Miß Genovieffa Ward, die mit ihrer Gesellschaft eine Kunstreise in Australien machte, auch nach Neu-Seeland gekommen und hatte dort das fragwürdige Glück gehabt, sich vor dem Könige Trawsaio, im Lande der Maoris, zu produziren, welcher so viel Gefallen an ihr fand, daß er nicht nur keine einzige ihrer Vorstellungen versäumte, sondern ihr in allem Ernst sogar Hand, Herz und seine Krone anbot. Miß Ward hatte aber das eine wie das andere verschmäht, und da der König glaubte, sie thue das nur aus dem Grunde, weil er Polygamist sei, so schwur er ihr, seine übrigen vier Weiber mit eigener Hand umzubringen, wenn sie einwilligen wollte, seinen Königspalast mit ihm zu beziehen. Miß Ward dankte aber auch für diesen rührenden Beweis von Trawsaios Liebe und zog es vor, plötzlich ihre Vorstellungen abzubrechen und unter dem Schutze der englischen Landesvertretung mit ihrer Gesellschaft weiter zu reisen. Wie recht sie damit gehabt hatte, sollte sie nur zu bald erfahren. Nachdem Miß Ward in Melbourne einen Cyclus von Vorstellungen gegeben hatte, kam sie vor einiger Zeit nach Sydney, und dort sollte sie ihr Schicksal, in Gestalt eines lieberasenden schwarzen Königs, ereilen. Von einem Spaziergange, den Miß Genovieffa Ward mit einer Collegin an der Küste des Meeres machte, sind beide Damen nicht wieder nach Sydney zurückgekehrt, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Schauspielerinnen auf Betreiben des Königs Trawsaio, vielleicht unter seiner persönlichen Betheiligung gewaltsam per Schiff nach Neu-Seeland entführt worden sind.

— Ein Mittel gegen die „Klavierseuche" wird aus Paris mitgetheilt: In einem sonst ruhigen Hause des Boulevard Sebastopol, welches zumeist von Malern und jungen Schauspielern bewohnt ist, war eine junge Conservatoristin einquartiert, die täglich von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends in kläglicher Weise Chopin spielte. Sämmtliche Bittgesuche der Nachbarschaft um Verminderung des Tongenusses wurden höchst ungnädig aufgenommen, und so that sich denn die murrende Versammlung zu einer eklatanten Rache zusammen. Als um 8 Uhr Morgens die erste Nocturne ertönte, begann plötzlich in der Wohnung zur linken Hand ein Säugling bitterlich zu weinen, bald darauf fiel im rechtsseitigen Flügel des Hauses ein stimmgewaltiger College ein, aus den Parterrewohnungen, den Zimmern des zweiten, dritten und vierten Stockwerkes ertönte tagsüber klägliches Geschrei. Am dritten Tage hatte die Pianistin den Kampf aufgegeben und zog mit ihrem Flügel aus. Kurz darauf verließen auch zehn Bettelweiber mit ihren Kindern, die man zum Preise von je 4 Francs per Tag engagirt hatte, das Haus. Das Mittel ist also wirksam und immerhin einfacher als der elektrische „Klaviertödter".

— Großstädtisch. „Gott, wie Du so gut aussiehst, Du Aermste! Du hast Dich gewiß diesen Winter gar nicht amüsirt!"

—* Eine Ergänzung der Lieder vom Rodensteiner, drei bisher ungedruckte Gedichte Scheffel's, deren Originale sich im Archiv des Heidelberger „Engeren" befinden, sind soeben bei O. Schleuning in Hamburg erschienen. Wahrhaft zündend wirkt „Des Rodensteiners Ritt zum Mond, worin der Dichter das wilde Heer alle Schichten des Weltalls durchlaufen läßt. Wir lassen hier die erste und letzte Strophe folgen:

„Und wieder sprach der Rodenstein „Jetzt fort, und Nichts wie 'naus! Auf Erden laß ich's Reiten sein. Ich klopf' den Mond heraus! Mond da! Mond, he, wer wohnt da? Du bleiche Weltlatern, :,: Giebt's nirgends mehr en Troppe Wein Für Reiter aus der Fern'?" :,:

„O Wahn und Thran! o Feldkaplan! 'S geht Luft und Othem aus. Die Milchstraß geht uns auch Nichts an; Wild Heer! links um!! nach Haus!!! Fern da! Fern allem Stern' da! Die Welt liegt überzwerg: Es giebt im Himmel und Erd' Halt nur ein Heidelberg!

„Hussa halloh, Jo hidaho! Rumdiridi: Mondritt ...... Hoidiridio: lohnt nit! Drunten allein Hausknechte sein ...... Haus- Haus-Knecht!" —

Nachschrift: „Dies Lied hab' ich, Meister Josephus an der Thonaw dem Hochlöblichen Engeren im pflichtschuldigsten Dank für die Verleihung des Ordens des Hauskreuzes angefertigt — und grüß' die anderen Würdenträger alle in alter Freundschaft!"

— Ein Humorist unter den Schulmeistern ist nach der „Köln. Volksztg." der alte T. in N. Durch seine Schnurren, launigen Einfälle und treffenden Antworten hat er seinen Collegen schon manche heitere Stunde verschafft; aber auch gegenüber seinen Vorgesetzten hat sein Humor stets siegreich das Feld behauptet, selbst wenn die Situation eine bedenkliche zu sein schien. Eines Tages tritt der Herr Schul-Inspektor in das Klassenzimmer des alten T. und sieht mit Entsetzen, wie Letzterer dabei ist, einem seiner Schüler die Weisheit des Lebens in einer Weise beizubringen, wie dies nach den Verfügungen der Schulbehörde von den Lehrern gar nicht oder bei ganz groben Verstößen gegen die Schul-Ordnung nur unter Aufsicht des Rektors und in Gegenwart des ganzen Kollegiums geschehen darf. Zum Befremden und nicht geringen Aerger seines Vorgesetzten prügelt T. ruhig weiter, als ob der Herr Schulinspektor gar nicht vorhanden wäre, und beauftragt zum Schluß den heulenden Jungen, noch wie zum Trumpf gegen die Vorschriften der Behörde, „er möge ja seiner Mutter erzählen, wie es ihm ergangen sei." Natürlich nimmt nun hierauf der Schul-Inspektor Veranlassung, mit gehobener Stimme dem „Herrn Kollegen" klar zu machen, daß er kein Recht habe, eine solche Exekution an einem Schüler vorzunehmen und dieselbe fortzusetzen trotz der Gegenwart des Herrn, seines hohen Vorgesetzten. Die ganze Strafpredigt scheint aber auf unseren T. wenig Eindruck zu machen, und auf die ärgerliche Frage, was denn geschehen solle, wenn die Mutter sich bei ihm, dem Schul-Inspektor, beschwere, antwortete T. lakonisch: „Rausschmeißen, Herr Schul-Inspektor". „Nun, und wenn dann der Vater kommt und sich über Sie beschwert?" „Ach, der kommt nicht, Herr Schul-Inspektor; der Vater — bin ich." Seit jenen Tagen hat der alte T. den Ehrennamen „Vater" unter seinen Kollegen, und „Der Vater bin ich!" versäumt niemals, große Heiterkeit hervorzurufen.

— An einer der frequentesten Straßenecken New Yorks stellte vor einigen Abenden ein junger Mann ein großes Telescop auf, richtete es mit wichtiger Miene auf einen der größeren Sterne und rief alsdann mit Stentorstimme: „Hierher, meine Herrschaften! Sie können ganz umsonst die gewaltigen Himmelskörper in ihrem vollen Glanze durch dieses Riesen-Telescop in Augenschein nehmen." Dann hielt er eine lange Abhandlung über die Schönheiten der Venus, die Ringe des Saturn und die Monde Jupiters. Nach einer Weile trat ein Mann an das Ocularglas des Fernrohrs, blickte eine Weile hinein und entfernte sich. Ein Zweiter und Dritter folgten, und bald bildeten mehrere Dutzend Personen beiderlei Geschlechts Spalier, um sich einen freien Blick in den unendlichen Weltenraum zu verschaffen. Einem Reporter, welcher zufällig des Weges kam, fiel es auf, daß die Leute, welche durch das Fernrohr schauten, sich so außerordentlich schnell entfernten, und Keiner von ihnen schien von dem Anblick, den er genossen, besonders erbaut gewesen zu sein. Der Reporter, neugierig gemacht, stellte sich ebenfalls mit in die Reihe der Harrenden und wartete, bis er daran kam, die Wunder des Weltalls zu schauen. Doch er entfernte sich ebenso schleunig, wie seine Vorgänger, als er durch das Fernrohr die folgenden Worte gelesen hatte: „Buy Blowhard'd soap! See that the trade mark is on every box."

— Billiger Wunsch. Herr (mit sehr schwachem Haarwuchs): „Aber, Barbier, ich höre ja gar nicht, daß Sie mir das Haar schneiden!" — Barbier: „Verzeihen Sie, mein Herr, Ihr Haarwuchs......" — Herr: „Ach was, ich wünsche, daß Sie bei den kahlen Stellen für mein schweres Geld wenigstens — mit der Scheere klappern!"

— Enttäuscht. „Gratulire zu Deiner Verlobung, liebste Freundin!" — „O, ich fühle mich so glücklich! Denke Dir, mein Arthur versichert mich alle Tage, ich sei seine erste und einzige Liebe!" — „Wirklich?! Nun, dann muß ich Dir eine kleine Enthüllung machen: „Dein Gegenwärtiger war früher mein Zukünftiger!"

— „Liebe Cecily," sagte kürzlich eine Freundin zu der andern, „komm doch mit und hilf mir wählen; ich will mir einen neuen Frühjahrsüberwurf kaufen." — „Das lasse ich lieber bleiben, denn als ich Dir bei der Auswahl Deines Wintermantels geholfen hatte, sagtest Du nachher, es sei das geschmackloseste Kleidungsstück gewesen, welches Du je getragen hättest." — „Ganz recht; aber Du sollst nur mitkommen, damit ich genau weiß, was ich mir nicht kaufen soll."

— Auch ein Urtheil. Der Bursche eines nach Berlin commandirten Officiers wird von diesem in den zoologischen Garten geschickt. „Na, wie hast Du Dich denn amüsirt?" fragte der Lieutenant am Abend. — „Ach, Herr Lieutenant," entgegnete dieser, „das war ja Alles Unsinn, solche Thiere giebt's ja gar nicht."

— Reine Einnahme. Wucherer: „Glauben Sie ja nicht, Herr Baron, daß ich bei meinem Geschäfte reich werden kann! Wenn ich am Jahresschluß meine Berechnung mache, ist die reine Einnahme eine sehr geringe!" — Baron: „Aber die schmutzige dafür um so bedeutender!"

— Väterliche Lehre. (Schwäbisch). Sell will i Dir no sage, Jacoble, wenn Du mit eme Herre gehst, so mußt den auf der rechte Seit' gehe lasse, grad wie wenn D' en Ochs zum Markt führtest.

— Das Surrogat. Gast zur Kellnerin: „Emma, geben Sie mir doch einen Kuß!" — „Nein, daraus wird nichts!" — „Na, dann geben Sie mir wenigstens ein Butterbrot mit Käse."